Nr. 12

# Colonia.

Sonntag, 22. März 1914

**Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.**

Mit besonderen Abteilungen:
Unseren Frauen sowie Gartenarbeit und Blumenpflege.

## Wunderbares Brot.

Das Evangelium erzählt uns, daß der göttliche Heiland einst eine große Schar des Volkes, in der die Zahl der Männer allein 5000 betrug, mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen gesättigt habe. Ein erstaunliches, großartiges Wunder! In seiner Güte und Menschenfreundlichkeit war der Erlöser selbst durch die Reihen der müden und hungrigen Pilger, die ihm bis in die Wüste gefolgt waren, geschritten, um ihnen von dem Brote und von den Fischen, von diesen Wundergaben, die unter seiner allmächtigen Gotteshand sich mehrten, auszuteilen, bis alle gesättigt waren. Voll Begeisterung für den großen Wundertäter, der sie so gütig gespeist hatte, wollten die Menschen ihn zu ihrem Könige erheben. Wer könnte, so dachten sie wohl, besser das Joch der fremden Eroberer, der Römer, abschütteln und das Judenvolk frei und groß machen, als dieser Zimmermannssohn aus Nazareth, der Wunder wirkte, wie die Welt sie nie zuvor gesehen? Doch dazu war der Menschensohn nicht gekommen; er war gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Darum zog er sich zurück von den Scharen, die in stürmischer Begeisterung ihm eine irdische Königskrone aufs Haupt setzen wollten, um auf dem Gipfel eines Berges in stiller Nachtruhe zu beten.

Wunderbares Brot bot einst der Heiland den Scharen, die ihm gefolgt waren — ein tiefergreifendes Bild, das Bild der menschgewordenen Güte und Barmherzigkeit, die durch die Reihen der Müden und Hungrigen schreitet. Um so ergreifender, als bei diesem Anblick dem Christen sich der Gedanke aufdrängt, daß diese Heilandstat sich fortsetzt bis zum Ende der Zeiten. In der heiligen Eucharistie geht der göttliche Wundertäter noch immer durch die Reihen müder und hungriger Menschenkinder, um sie zu stärken in der Wüste dieses Lebens. Im Abendmahlssaale zu Jerusalem, als schon das purpurne Abendrot seines Leidens aufleuchtete, hat der Heiland den Weg durch die Menschheit mit dem eucharistischen Wunderbrote angetreten. Seitdem er dort die wunderbaren Worte gesprochen, die an das allmächtige „Es werde!“ aus des ewigen Vaters Munde erinnern, die Worte: „Dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut!“ „Tuet dies zu meinem Andenken!“ wird die h. Eucharistie ununterbrochen durch der Zeiten und Menschen lange Reihen getragen. In seinen Nachfolgern und Stellvertretern, den Bischöfen und Priestern, wandelt der Gottessohn durch die Jahrhunderte, um allen, die sich ihm nahen, das Brot des Lebens zu spenden. Und mögen auch Tausende und Millionen davon gehen, mögen Tausende von Jahren vergehen, stets bleibt wahr das Wort des großen Sängers der Eucharistie, des h. Thomas von Aquin:

„Einer kommt und tausend kommen,
Keiner hat doch mehr genommen,
Und der Herr bleibt unverzehrt.“

Wie wunderbar ist doch die heilige Eucharistie! Wunderbar in ihrer Herkunft, wunderbar in ihrem Wesen, wunderbar auch in ihrer Wirkung! Wunderbarer noch als die Wirkung jenes Brotes, das die Scharen um Jesus einst nur vor dem leiblichen Tode in der Wüste bewahrte. Die heilige Eucharistie dagegen bewahrt vor dem Tode der Seele, der Sünde. Wie könnte es auch anders sein? Sie ist ja die innigste Vereinigung mit Christus, dem Urheber der Gnade und allen übernatürlichen Lebens. Der Heiland selbst sagt von diesem Brote: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“ (Joh. 6,57.) Damit aber ist die heilige Eucharistie als der Jungbrunnen alles übernatürlichen Lebens bezeichnet, als die Nährkraft, durch welche die Kirche ihre Kinder für ihren göttlichen Bräutigam erzieht. Wer Christi Leib und Blut genießt, der wird auf's innigste mit ihm verbunden, so innig, daß er von sich das Wort des h. Apostels Paulus sagen darf: „Ich lebe zwar, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.“ O wunderbares Brot der heiligen Eucharistie!

Ueber die Bühnen der modernen Welt- und Großstädte geht gegenwärtig Richard Wagners Meisterwerk Parsifal. Den Mittelpunkt dieses Werkes bildet die Gralsburg mit dem h. Gral, jener kostbaren Schüssel, die der Herr beim letzten Abendmahl gebraucht haben soll. Größeres und Herrlicheres aber als diesen Gral bietet und birgt jeder Tabernakel unserer Kirchen: nicht nur eine kostbare Schüssel, sondern Christus, den Herrn selber. Zu Tausenden eilen die Menschen zu den Theatern, um jenes Meisterwerk der Dicht- und Tonkunst zu vernehmen, um Geist und Gemüt einzutauchen in feierlich-religiöse Parsifalstimmung. Wieviel mehr müssen wir Christen zum Tabernakel hineilen, wo mehr ist als der „Gral“ wo nicht nur ein flüchtiger Hauch frommer Stimmung uns umfängt, wo vielmehr die frischen Wasser übernatürlichen Lebens quellen und sprudeln. In den bevorstehenden Tagen der h. Osterzeit möchte die Kirche alle ihre Kinder zu dem h. Gral des Tabernakels hinführen, damit sie alle mit Christus vereinigt werden, wie die Reben mit dem Weinstock. Leider verhallt diese Einladung der Kirche alljährlich in vieler Ohren und Herzen vergeblich. Möchten daher alle, denen ihr Glaube noch lieb und der Heiland noch teuer ist, selbst mit gutem Beispiel vorangehen und als erste zum Tische des Herrn hinzutreten, dann aber auch dafür arbeiten und beten, daß auch viele, ja alle, die dazu gehalten sind, ihrem Beispiele folgen!

-n

## Die größten Diözesen der Welt.

Der neue von P. Streit S. V. D. herausgegebene Atlas Hierarchicus enthält sehr interessante Angaben über die katholische Kirche in den einzelnen Ländern. Die größte Diözese der Welt, was Seelenzahl angeht, ist die Kölner Erzdiözese. Sie zählt 3 873 751 Seelen und hat damit mehr Katholiken als ganz Irland mit seinen vier Erzdiözesen und 24 Bischofssitzen. Irland hat nämlich 3 321 011 Katholiken, und man müßte noch von England die Erzdiözese Westminster (250 000 Katholiken) mit ihren vier Suffraganbistümern hinzurechnen, um die Seelenzahl von Köln zu erreichen. Rechnet man die kleinsten italienischen Bistümer zusammen, d. h. diejenigen, die mit ihrer Seelenzahl unter 54 000 bleiben, so teilen sich rund 135 italienische Bischöfe in die Arbeit, die der Erzbischof von Köln allein zu bewältigen hat. (Nach den auf Angaben der Ordinariate beruhenden Mitteilungen im Kirchlichen Handbuch des bekannten Statistikers P. Krose beziffert sich die Zahl der Katholiken der Kölner Erzdiözese allerdings blos auf 3 152 034). Die zweitgrößte Diözese der Welt ist ebenfalls eine preußische: Breslau mit 3 675 300 Katholiken. Obschon die Niederrheinische Kirchenprovinz nur ein Erzbistum und drei Suffraganbistümer hat, so zählt sie doch 7 938 764 Katholiken, d. h. noch 600 000 mehr als ganz Belgien (7 400 000). Ferner müßte man zu den Katholiken von Portugal (4 448 356) noch die Katholiken der Schweiz (1 487 937) und die von Holland (1 836 000) hinzurechnen und noch dazu die Seelenzahl des Patriarchates von Venedig (140 500), um in etwa die Katholikenzahl der einzigen Kölner Kirchenprovinz zu erreichen. Die Diözese Paderborn hat noch 100 000 Katholiken mehr wie die ganze Schweiz. Deutschland hat 23 821 453 Katholiken, das sind ungefähr soviele wie Spanien, Portugal und England zusammen haben. Deutschland hat an drei Millionen Katholiken mehr wie Oesterreich ohne Ungarn. Preußen allein zählt 14 581 829 Katholiken, soviel wie Großbritannien und Irland, Portugal, die Schweiz, Holland und Luxemburg zusammen, und da dann die Zahl der Katholiken dieser Länder noch um mehr als eine Million hinter der von Preußen zurückbleibt, muß man noch acht französische Diözesen dazu zählen, nämlich diejenigen, welche weniger als 205 000 Seelen besitzen. Preußen mit Hessen und dem Königreich Sachsen hat soviel Katholiken, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika (15 117 000), hat aber nur 13 Bischöfe (dazu Mainz und der apostolische Vikar), während die Union 100 Bischöfe hat. Auch in Deutschland gibt es kleine Bistümer: Eichstädt mit 182 000, Osnabrück und Fulda mit je 202 000, Hildesheim mit 205 000 Seelen. Die Zahl der Katholiken ist am größten in folgenden Ländern: Frankreich 38 400 000, Italien 35 900 000, Oesterreich-Ungarn 33 300 000, Deutsch-

## Fröhjohr!

Et Fröhjohr kütt! An Struch un Baum
Spings us dem Knopp et eeschte Blatt.
Hät höösch noh'm lange Winterdraum
De Finsterladen opgemaht.

Et Fröhjohr kütt! En Amsel sök
Der Anfang vun däm Liebesleed,
Dat uns verzälle soll ehr Glöck,
Wann anfangs Mai se Huhzick feet.

Et Fröhjohr kütt! Dä Sonneglanz
Lock op de Stroß et Puutespill,
Dat springk un singk em Rusekranz
Un hät jitz Freud mih wie zevill.

Et Fröhjohr kütt! Op stellem Wäg
Jung Lieb sich ehres Levvens freut,
Un hät se allb jett Mot gekräg,
Om Weiher gän der Naachen däut.

Et Fröhjohr kütt! Nor Uehm un Möhn
Sich halde noch ehr Stübge wärm:
„Dat Wedder eß för jung Lück schön,
Uns mäht et krank en Bein un Aerm!“

Peter Berchem.

## Wie Peter Falk sich wiederfand.

Novellette von M. R. Dreyhahn.

Peter Falk hatte Urlaub bekommen und machte nun seine Abschiedsbesuche. Er trat für ein paar Minuten in das große, kühle Arbeitszimmer des Chefs, sprach in der Redaktion vor, tauschte Händedrücke und bekam freundliche Worte mit auf den Weg.

„Alt schaut er aus,“ sagte einer der Redakteure ihm nachblickend.

Ein anderer zuckte die Achseln.

„Alt ist er nicht, aber abgenützt, hatte in jungen Jahren den Ehrgeiz literarisch etwas zu leisten und krankt vielleicht immer noch daran.“

„Hm, wo soll er als Lokalberichterstatter die Zeit hernehmen?“ meinte der erste wieder.

Peter Falk ging unterdessen die Treppe hinunter. Der große Hof mit dem dürftigen Boskett in der Mitte war von Sonnenschein überflutet. Falk blieb geblendet stehen.

Seine Frau hatte ihn hier erwartet. Sie kam ihm rasch entgegen.

„Lange haben deine Abschiedsbesuche gedauert!“ schalt sie scherzend.

„Ja, wenn man so einen ausgiebigen Urlaub antritt wie ich,“ lachte er.

Sein Blick freute sich der Wandlung, die seit ein paar Tagen mit ihr vorgegangen war. Die alte Zauberin Freude hatte an dem müden, blassen Gesicht seiner Frau ihr Wunder getan.

„Waren alle nett zu dir?“ fragte sie im Weitergehen.

Er nickte still vergnügt.

„Ein bißchen beneidet werden sie dich haben, was? Acht Wochen Urlaub!“ Sie lachte. „Aber denke nur, wie lange du keinen hattest. Seit unserer Hochzeitsreise überhaupt nur immer ein paar Tage. Und wenn du nicht wirklich Ruhe und Erholung brauchtest, dann hättest du noch nicht drum nachgesucht. Nein, diesmal können sie dir's schon gönnen. Wenn sie wüßten, was wir vorhaben!“ Sie machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Ja, Lena, es wird was Schönes werden. Es kann ja gar nicht fehlen,“ seufzte Peter Falk. „Stille, Heimat, du, die Kinder, alles beisammen, wie ich mir's gewünscht habe.“

Sie wurde nun auch ernst. Ihr kam die Erinnerung an all die Jahre der Not, des Sparens, der rastlosen Arbeit, die hinter ihnen lagen.

Wie energisch und geschickt hatte sie die Klippen des Alltags umschifft, an dessen Ausgaben der Haushalt manchmal zu scheitern drohte. Nun war soviel erspart, daß der langersehnte Urlaub möglich wurde.

Als Peter Falk seine Frau wieder ernst sah, begann er:

„Nun und deine Einkäufe? Werden wir mit allen Besorgungen fertig?“

„Wir müssen.“ Sie zog ein Zettelchen aus der Tasche. „Ich habe schon alles zusammengestellt. Ein paar Einkäufe mußt du mir auch allein machen. Ich muß früher nach Hause, weil die Kinder allein zu Hause sind. Leni ist zwar recht vernünftig, aber der Bub.“

Nun war über ihrem Gesicht wieder eitel Sonnenschein. „Sie freuen sich schon so hinaus! Sie kennen ja alles aus deinen Erzählungen. Bubi fragte, ob am Kirschbaum hinter dem Hause noch Kirschen dran sein werden!“

Während Frau Lena von den Kindern erzählte, war ihr Mann in Gedanken schon in seinem Dorf und ging in dem kleinen Hause herum, das aus einem Obstgarten hervorlugte, und aus dem alle Falks einst ausgezogen waren, auch er. Das kleine Haus nützte ihm wenig, aber verkaufen wollte er es nicht, und so hatte er es erhalten mit hartnäckiger Zähigkeit. Er war in jungen Jahren der Stolz seiner Eltern, die Hoffnung seiner Heimatgenossen gewesen — ein kommender Dichter! Aber im Frondienst des Lebens war er müde geworden. Das tägliche Brot für die Seinen wollte verdient sein, und so wurde Peter Falk Reporter. Er raunte dem Leben nach, sah es in seinen Verzerrungen, seinen Sensationen — und alterte früh. Die Nachtarbeit, der laute Tag machten ihn müde: Nervosität mit all ihren mannigfaltigen Erscheinungen stellte sich ein. Der Arzt, den er endlich befragte, forderte Ruhe für ihn, riet ihm ein paar Wochen Sommerfrische. Das große Blatt, bei dem Peter Falk angestellt war, gewährte ihm den Urlaub, und als Frau Lena mit Ersparnissen herausrückte, die sie in den letzten Jahren gemacht hatte, war die Sache entschieden. Das alte Haus am Bache sollte endlich bezogen werden. Frau und Kinder freuten sich mächtig darauf. Für sie, die unter dem heißen Großstadtsommer so lange gelitten hatten, war diese Reise ein großes Ereignis. Frau Lena hoffte noch mehr davon: Zeit und Ruhe würden Peter Falk wieder zum Dichter machen, hoffte sie. Und er selbst trug sich mit Plänen, machte Notizen, war voller Zuversicht. Die Geschäftigkeit von Frau und Kindern mit ihren Reisevorbereitungen und Erwartungen erfüllte ihn mit frohem Mut.

Peter Falk machte mit Lena noch einige Einkäufe, ließ sich genau unterweisen, wie viel er ausgeben dürfe, lachte, wenn sie ihn wegen ein paar Heller an ein Geschäft wies, das einige Straßen weiter lag

„Bis wir wiederkommen sind wir gar nicht mehr die Hunger-

# 10 Pfg. im Monat

braucht jeder Bezieher des Kölner Local-Anzeigers nur aufzuwenden, dann erhält er **jede Woche** die **reich illustrierte** Unterhaltungsbeilage „Welt und Zeit in Wort und Bild" dazu geliefert. Bestellung nimmt jede Trägerin an.


land 24 000 000, Brasilien 21 000 000, Spanien 18 600 000, Vereinigte Staaten 15 000 000, Mexiko 13 990 000 usw. Die größten Diözesen nach Köln und Breslau sind: Paris mit 3 439 000, Mailand mit 2 960 000, Mecheln in Belgien mit 2 450 000, Wien mit 2 257 000, Bahia in Brasilien mit 2 350 000, Prag mit 2 230 000, La Plata mit 2 016 000, Mariana in Brasilien mit 2 000 000, Cambrai in Frankreich mit 1 900 000, Olmütz 1 800 000, Sao Paolo in Brasilien 1 800 000. Während die Kölner Erzdiözese 2183 Seelsorgegeistliche und 2076 Kirchen und Kapellen zählt, hat Breslau 1814 Seelsorger und 2205 Kirchen. Für Bahia werden trotz der großen Seelenzahl nur 240 Weltgeistliche und 80 Ordensleute angegeben. Deutschland hat 22 137 Weltgeistliche und 1826 Ordenspriester, Italien 61 613 Welt- und 9910 Ordensgeistliche, Frankreich 33 426 bzw. 8022.

## Die erste Kölner Schiffbrücke vor 100 Jahren.

Nicht mehr viele Monate sind der jetzigen Schiffbrücke zwischen Köln und Deutz beschieden, die gemeinhin für die erste derartige Verbindung aus Schiffen oder Jochen gehalten wird, welche hier bei Köln die beiden Ufer verband, nachdem seit dem Verfall der berühmten Konstantinbrücke zwischen dem Salzgassentor und dem Deutzer Ufer ein ganzes Jahrtausend lang der Verkehr zwischen den beiden Ufern durch Nachen, Schalden und später durch eine fliegende Brücke aufrecht erhalten werden mußte. Die heutige Schiffbrücke, diejam 16. November 1822 in feierlicher Weise gelegentlich des damaligen 25jährigen Regierungsjubiläums König Friedrich Wilhelms III., dessen Denkmal seit Jahrzehnten den Heumarkt ziert, dem Verkehr übergeben wurde, hatte genau vor 100 Jahren schon eine Vorgängerin in Köln. Nachdem Mitte Januar 1814 die Franzosen von Köln abgezogen waren, wurde zunächst eine fliegende Brücke wieder aufgefahren und im Februar noch eine zweite fliegende Brücke beschafft, die aber bereits im März 1814 nach Düsseldorf verbracht wurde. Dafür wurde jedoch im selben Monat noch oberhalb des Bayenturmes unter Leitung des schwedischen Ingenieur-Hauptmanns Kallenen, des schwedischen See-Leutnants von Pfeist und des preußischen Bauinspektors Elsner eine aus 48 Schiffen bestehende Brücke über den Rhein geschlagen.

Die nötigen Schiffe hatte man von der Mosel und Lahn, sowie aus Koblenz und Köln beschafft. Die Brücke ging, wie Dr. Weyden in seinen Erinnerungen an jene Zeit erzählt, von dem verlängerten Bischofswege auf das Poller Werth zu, über den Deutzer Schnellert, der mit einer Pfahlbrücke überbaut war, bis nach der früheren Deutzer Vogelstange. Sofort wurde auch die Anlage eines Brückenkopfes in Angriff genommen und Bürger und Bauern zur Schanzarbeit herangezogen; man rechnete damals immer noch nicht mit der entgültigen Besiegung Napoleons und fürchtete nochmals einen Einbruch der Franzosen in die Rheinlande. Als aber anfangs April die Nachricht von der Einnahme der französischen Hauptstadt Paris in Köln eintraf und hier einen begeisterten Siegesjubel auslöste, wurden auf Anordnung der Kommandanturbehörden die Schanzarbeiten am Brückenkopf eingestellt und auch später, als Napoleon von der Insel Elba entwichen und der Krieg aufs neue entbrannt war, nicht wieder aufgenommen. Diese erste Kölner Schiffbrücke hat leider kaum ein halbes Jahr Dienste geleistet, da sie bereits im August wieder abgefahren wurde. Was für ein reger Betrieb aber in dieser kurzen Zeit — am 15. April 1814 gingen die ersten Truppen der Verbündeten über diesen für die damalige Zeit sehr bequemen Rheinübergang — auf dieser Schiffbrücke herrschte, schildert ein Augenzeuge aus jenen Tagen wie folgt:

Wer kann die Völker-Musterkarte aufzählen, die wir unter diesen andauernden Truppenzügen sahen: Kirgisen, Kalmücken, Baschkiren in ihren malerischen Trachten, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, welche der Knaben Lüsternheit nicht wenig rege machten und von den wilden asiatischen Steppensöhnen oft um Kleinigkeiten verhandelt wurden. Viele hatten sich auch herausstaffiert mit den auf dem Schlachtfelde erbeuteten französischen Offizier-Uniformen, prangten in schweren goldenen Epauletts, den goldgestickten Röcken und den mannigfaltigsten Kopfbedeckungen. Man erzählte sogar, und wer hätte es beim Anblick dieser urwüchsigen russischen Horden nicht geglaubt, die russische Armee führe Wilde in Ketten nach, die vor dem Feinde losgelassen würden. Diese Erzählung mochte darin seinen Grund haben, daß die russische Artillerie einzelne Soldaten, wahrscheinlich bestrafte Verbrecher, auf den Geschützen festgekettet und krumm geschlossen mit sich führte. So folgten die Truppenzüge über die Schiffbrücke einander Tag und Nacht bis herab zu den Schweden, schöne blonde Nordlandssöhne, die sich durch ihren bodenlosen Appetit auszeichneten. Ausgesuchte Soldaten und schöne fein equipierte Soldaten waren auch die Hanseaten.

Nach dieser Schilderung diente diese erste Kölner Schiffbrücke vornehmlich militärischen Zwecken.

## (KV) Vorfrühling am Rhein.

Tagelang hatte der Schnee droben in den Berghängen wie ein zerknülltes schmutziges Laken gekauert, ehe der laue Süd auch diesen letzten Rest des Wintermärchens zum Schmelzen und Bach und Fluß und Strom zum gewaltigen Anwachsen brachte. Ein smaragdener Hauch liegt seitdem über der Wiese. Im Garten heben die Frühlingskinder Schneeglöckchen, Primel und Maßliebchen vorsichtig die holden Angesichter aus dem schützenden Erdreich, die Rosenlaube beginnt grüne Blattlein zu treiben, und in Flieder- und Haselbusch schwillt die ruhende Energie an und drängt mächtig zum Lichte. Ein herrliches Wandern ist es an solch sonnigen Tagen, in denen frohes Frühlingsahnen die wintermüde Brust erfüllt! Und dann ist vielleicht ein Tag, schöner, herrlicher als seine Vorgänger, der ein klareres Licht, eine goldenere Sonne, kühlere Luft bringt. Leichter steigt sich's dann auf die Berge, die so weite Schau auf den struppigen braunrötlichen Wald, auf Stadt und Burg und Land und auf den mächtig angeschwollenen Strom verleihen. Weit und breit hat sich das silberne Band ausgedehnt und schlingt sich in stolzer Pracht um Dörfer und Städte und liebliche Auen; Schiffe und Schleppkähne gleiten auf der wogenden Flut dahin, die gierig an Häfen, Dämmen und Ufermauern leckt und die ganze Gegend zu einem Fußbad zu zwingen scheint.

Klarer ist die Sonne, aber sie wärmt nicht; die Veilchen im Haag verbergen sich scheu vor dem scharfen Wind, der über die Höhen faust und den Wangen der Menschen trügerische Schönheit anmalt. Langsam sinkt der Fuß zum Tal; in geschützten Halden geht es sich warm und behaglich, aber drunten am Rhein weht eine kalte, rauhe Brise. Und doch ist es schwer, sich von dem Anblick zu trennen. Wie die sinkende Sonne die Schieferdächer der alten Umwallung magisch beleuchtet, wie sie den massigen mittelalterlichen Wachtturm streift, der, ein Zeuge einer anderen Zeit, stumm zum Hafen und auf das Getriebe der Neuzeit herunterschaut! Eisenerze, welche die großen Bahnzüge fern vom Gebirge herbringen, werden in die Schleppkähne verladen, die tiefer und tiefer im Wasser versinken, je mehr sich ihr Frachtgewicht erhöht; ungeheure Marmorblöcke werden mühsam eingeschifft, Frucht- oder Kornsendungen eingebracht. Dazwischen wogt es von Schiffern, von Käufern und Zuschauern. Kinder freuen sich an den wippenden Schiffstauen oder Drahtseilen, an denen die Kähne verankert sind, oder an dem hin- und herschwankenden Boot, das der hochgestiegene Strom fast der Uferhöhe gleichbringt, an den stattlichen Schiffen und Kähnen, die über den Uferrand herausschauen und durch die im Winde flatternden Wimpel ein fröhliches Aussehen erhalten.

Wie ein Pfeil schießt das flinke Ueberfahrtsboot schräge herüber vom jenseitigen Ufer mitten durch das Wellengewoge, in dem es gleißt und funkelt vom Widerschein der Abendsonne, als steige das versunkene Nibelungengold zutage. Lustig bimmelt das Glöcklein, um zur Rückfahrt einzuladen. Es ist schwer, diesem Locken zu widerstehen, wenn auch die scharfe Luft auf der Wasserfläche doppelt rauh weht. Fester hüllt man sich in Mantel und Pelz und ergötzt sich an dem lieblichen Bilde, das sich vor einem auftut: an dem blitzsauberen Städtchen mit seinen Zinnen und altertümlichen Türmen, mit denen die Maste der hochemporgewachsenen Schiffe freundnachbarliche Bekanntschaft machen, an den Burgen hüben und drüben, an den blauen Bergen des seitlichen Flußtales, das vom fernen Gebirge her dem Rheinstrom sanfte, blaue Wogen zugesellt, an dem hochragenden Bergkirchlein mit der fast erdrückenden Bischofshaube.

Der Fährmann hat es nicht eilig mit der Ueberfahrt. Erst wird die Pfeife in Brand gesetzt und dann langsam und umständlich die Maschine geölt und wieder und wieder gebimmelt. Inzwischen ist das gleißende Licht verschwunden; Zinnen und Türme erscheinen nun in düsterem Schiefergrau. Aber um uns her, vor uns, hinter uns wogt es von blauer Farbe. Blau schaukelt es in die Uferweiden, die tief im Wasser stehen, blau versinkt die Ferne, blau verdämmern die Berge . . . An den altertümlichen Schanzen und Türmen vorbei schießt das Fahrzeug schnell über den Fluß. Glockenklang dringt vom Kirchlein herüber; schwer beladene Schleppkähne jagen fast mit Eilzugsgeschwindigkeit zu Tal, keuchen schweratmend zu Berg. Trübe und grau liegt es über dem Rheine; nur fern über den zurückgelagerten Bergen schwebt wie eine Verheißung goldenes Licht, wie ein letztes Lächeln des Tagesgestirnes. Scharf weht der Wind, als das Schifflein am anderen Ufer anlegt. Bitterkalt ist es geworden, die ganze Natur scheint unter dem Frosthauch zu erstarren. Der Fährmann mit dem struppigen, rotblonden Schnurrbart und den goldenen Ringelohrringen schaut mißbilligend in das Wetterloch: Schneeluft!

Erst da, wo das Rheintal sich krümmt und eine düstere Bergwand den Nordost abschwächt, wird das Wandern und Schauen wieder zum Genuß. Der letzte Glanz der Sonne ist vom Westhimmel verschwunden; aber irgendwo hinter den dunkeln Bergen leuchtet sie noch. Woher wäre sonst der lichtrote Schein gekommen, der dort oben am Firmament die wie auseinandergezupfte Seidenfäden unbeweglich stehende Wolke rosenfarbig antönt? Woher der violette Ton, der sich in das Blau und Grau mischt und Berge und Höhen mit warmem Schimmer umgibt? Rötlich-violett färbt sich allmählich der Himmel und im Widerschein der Strom, rötlich-violetter Schimmer bestrahlt die Häuser, die Menschen, selbst die blau-graue Ferne. Langsam erstirbt der Glanz, verlöscht das matte Glühen; Dämmerschatten legen sich um Land und Fluß, und im fernen weißlichen

---

leider Falks," lachte er, „dann ist mein Buch geschrieben. Ach, Lena, das wird etwas."

Sie sah zu ihm auf und glaubte an ihn. Er war zuverlässig, das wußte sie, und was ihm nun aus den Augen leuchtete, das war wie ein Versprechen.

„Dann wird dein Name genannt, dein Buch gelesen!" rief sie und träumte sich in den alten, halbvergessenen Traum, eines berühmten Dichters Frau zu sein.

An der Straßenecke trennten sie sich.

„Ja, du!" rief sie ihn an und kehrte noch einmal um. „Vergiß nicht den Doktor zu bezahlen."

„Keine Sorge," nickte er.

Sie atmete auf. Ach ja, ganz so schrecklich stand es nun doch nicht mehr mit ihnen. Aber Angst vor Rechnungen, auch den allerkleinsten hatte sie noch immer. Das Emporkommen war so langsam und mühselig gewesen, das ließ sich nicht gleich vergessen. Mit eiligen Schritten lief sie heim. Da gab es noch Arbeit genug.

Peter Falk ließ sich Zeit. Er schlenderte durch die Straßen, ließ sich in den Geschäften allerhand zeigen und kaufte eine kleine Ueberraschung für Lena und die Kinder. Zu Hause zwischen den Koffern und Schachteln war er ja überflüssig. Ihm kamen Gedanken für sein Buch. Merkwürdig, wie das Gehirn arbeitet, wenn es mal vom Kleinkram befreit ist . . .

Fast wäre er am Hause des Arztes vorbeigebummelt. Gemächlich stieg er die Treppe hinauf, durchschritt das helle Wartezimmer und konnte gleich vorgelassen werden.

„Schön, Herr Falk," sagte der Arzt, „den Urlaub also doch erwirkt."

Der gewandte Herr sah dem Journalisten in die Augen . . . Hm, dachte er, so einer, der das Leben mit seinen Grausamkeiten gewöhnt ist, wird auch selbst fest.

Er begann zu sprechen, es mußte ja doch gesagt werden.

Peter Falk horchte auf. Die Einleitung war etwas stockend: Erholung sehr nötig, Zustand bedenklich, Herzleiden, absolut nicht zu spaßen . . .

War er's, von dem der Doktor redete? Fest, steif und starr stand er da.

Ein sehr tapferer Mensch. Alle Achtung! dachte der Arzt. Er verzuckerte die bittere Pille, die er dem Manne gegeben, noch mit ein paar liebenswürdigen Worten — dann ging Peter Falk.

Er ging ganz langsam. Auf jeder Stufe blieb er stehen . . . Also soweit war es mit ihm! Höchstens noch Monate!

Er hielt sich am Treppengeländer fest. Die Füße zitterten ihm. Jetzt, wo er aus dem Wanderelend sich endlich zu einem bedeutenden Blatte gerettet hatte — war er mit seinen Kräften zu Ende!?

Er trat auf die Straße. Es war Mittagspause im Leben der Großstadt. Auf den Bänken der Anlagen ruhende Arbeiter; wenige Leute auf den Straßen, keine lärmenden Schulkinder; es waren ja Ferien. Von den Fenstern der Häuser, den Beeten der Parks, überallher grüßten Blumen mit ihren leuchtenden Farben. Und vom Himmel die warme Sonne, die hier über der Stadt stand und draußen über den Feldern, den Wäldern seines Heimatdorfes.

Peter Falk sah in das Sonnengeflimmer — es blendete, aber er brauchte Licht, denn in ihm zitterten Angst und Schrecken! Er machte ein paar Schritte, taumelte, hielt sich irgendwo fest. Schweiß trat ihm auf die Stirn . . . Wie weit hatte er denn noch nach Hause? . . . Ja, so, dort packte Lena eben die Koffer . . .

Lena und die Kinder! Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Wie ein Trunkener ging er weiter . . . Jetzt nach Lenas fester Hand greifen können! Jetzt in ihrem Gesicht alle Liebe und Sorge lesen. Die lieben Gesichter der Kinder küssen können in überströmender Zärtlichkeit . . . Und dann in den Augen, die in diesen Tagen so voller Fröhlichkeit leuchteten, den Kummer wieder sehen, die Angst um sein Leben. Nie und nimmer!

Peter Falk biß die Zähne zusammen. Er richtete sich mit aller Willenskraft straff auf. Eine kleine Pension für Frau und Kinder hatte er errackert, für ihre Zukunft war ein wenig gesorgt. Aber die Freude, diese erste große Freude im Leben der Kinder, die mußte er ihnen erhalten. Er wollte sich meistern um der Seinen willen. Ihren Freudenbecher sollte kein Tröpflein Schmerz trüben.

Er ging heim. Die Kinder stürmten ihm entgegen. Frau Lena nahm ihm seine Einkäufe ab.

„Hast du nichts vergessen?" fragte sie. „Auch alles so bekommen?"

Er lächelte. Ein seltsames Lächeln, eines wie er, der aufrichtige Mensch, es noch gar nicht recht zuwege brachte. Aber die Seinen sahen es nicht. Sie bejubelten die kleine Ueberraschung, die er hatte beipacken lassen.

Als sie endlich für ihn Zeit fanden, da war das Gezwungene aus seinem Gesicht verschwunden. Seine Frau nickte ihm über die Kinder hinweg freundlich zu: „Jetzt wollen wir aber an dich denken, du alter Guter. Jetzt wollen wir dir da draußen Ruhe schaffen zu deinem Buche." Sie reichte ihm die Hand hinüber.

„Ja, ja, Lena, mein Buch will ich schreiben für dich und die Kinder . . ."

## :: Aus aller Welt ::

(KV) **Fuchs-Farmen.** Züchtung und Aufziehen von Füchsen zur Gewinnung ihrer Pelze ist eine in Alaska bestehende Erwerbstätigkeit. Sie wurde vor einigen Jahren auch an der Maineküste in den Vereinigten Staaten versucht, aber mit geringem Erfolge. Man wählte zu diesem Zweck eine zwei bis drei Meilen von der Küste entfernte Insel, weit genug, daß die Füchse nicht durch Schwimmen ans Ufer entkommen konnten. Aber bei strengem Winter fror das Wasser, und das Eis stellte eine Verbindung mit dem Festlande her, so daß die Füchse vielfach entkamen. In Alaska haben die Züchter mit diesem Umstand nicht zu rechnen. Auf den südlich von Alaska im Großen Ozean gelegenen Semidi-Inseln wurde die erste Fuchsfarm errichtet in der Absicht, das Aufziehen von Blaufüchsen (blue foxes) zu einer großen Erwerbstätigkeit zu gestalten, um dem Pelzmangel des Weltmarktes abzuhelfen. Der wild lebende Blaufuchs ist jetzt in Alaska außerordentlich selten, aber zahlreich sind die abseits liegenden Inseln, wo die Füchse in der Umgebung des Wohnhauses aufgezogen werden. Es ist nur erforderlich, daß eine Insel etwa zwei Meilen von jedem anderen Land entfernt sei, um zu verhüten, daß die Füchse fortschwimmen. Auf einigen dieser Inseln sind etwa tausend Stück. Als Nahrung wird den Tieren täglich einmal Fisch, mit Mehl gemischt, verabreicht. Die prächtigen Tiere lernen bald die Hand kennen, die sie füttert. Sie werfen gewöhnlich sechs bis acht Junge. Diese brauchen etwa neun Monate, bis sie ausgewachsen sind. Auf zwei Inseln beabsichtigt man, auch die Zucht von Silberfüchsen (silver gray foxes) zu betreiben, deren Pelze viel wertvoller sind, als die der Blaufüchse. Jedoch ist die Zucht des Silberfuchses auf die Dauer weniger einträglich, weil es äußerst schwierig ist, den Silberfuchs zu ergreifen, ohne seinen Pelz zu verletzen. Die Blaufüchse müssen jeweils in der Zeit zwischen November und Januar ihr Leben lassen, um ihren Pelz herzugeben. Der Blaufuchs betritt ohne viel Argwohn seine Totenkammer, die Kastenfalle. Nicht so sein Vetter, der Silberfuchs. Nichts bringt ihn dazu, irgendeinem Ding näherzutreten, das einer Falle ähnlich sieht.

Nebelgrau stehen grelle Lichtlein auf, wie flackernde Irrlichter anzusehen. An den Bahngeleisen entzünden sich gelbe und rote Signallaternen, und im rauschenden Strom spiegeln sich die farbigen Lichter der dahingleitenden Schiffe, die bunten Lampen der Brücke, das nächtliche Leuchten der Stadt. Magisch schimmern die langschwänzigen Lichtreflexe im Gewoge des dunkler und dunkler werdenden Stromes, sie lassen die düsteren Schatten noch düsterer erscheinen. Wie Böcklinsche Pappeln ragen die Bäume der Insel in den noch blassen Abendhimmel, dem der Mond heute kein Licht zu geben vermag. Aber drüben am Fuße des vorgelagerten Berges leuchtet der Bahnhof in der Dunkelheit wie ein Kinderfriedhof am Allerseelentag, und von fern brausen zwei glühende Augen heran, näher und näher. . . .

In der Nacht schüttelt der Himmel seine mächtige Steubüchse über das weite Land, daß am anderen Tage Busch und Baum und Feld und Wald wie ein verzuckertes Spielzeug erscheinen, daß Crokus und Veilchen und Primel ihre Köpfchen wieder ängstlich verstecken müssen und die vorwitzigen Knospen in banger Todesfurcht erzittern. Leidende und Rekonvaleszenten, die das Nahen des Lenzes schon mit jubelnder Freude erfüllt hatte, müssen resigniert hinter schützenden Fenstern stehen und des Tages harren, da aus brausenden Stürmen der junge Frühling geboren wird, da aus Hoffen und Bangen, aus Zittern und Zagen und Sehnen die Erde erwacht, da des Winters Trotz allmählich vor der Sonne Kraft zurückweicht.

M. von Weser.

## (KV) Eine Erinnerung an den Krieg 1870/71.

Von **Ferdinand Ameke.**

Inmitten der Schrecken der Kriegsereignisse ist es besonders erfreulich, von menschlichen Handlungen zu hören, die geeignet sind, unser Herz zu erfreuen und den Glauben an die bessere Natur in uns zu befestigen. Von einer solch tröstlichen Episode las ich jüngst beim Durchblättern der zahlreichen interessanten Briefe, die mein Oheim, der den Krieg als einjährigfreiwilliger Arzt mitgemacht hat, an seine in Westfalen lebende Mutter geschrieben hat. In einem dieser Briefe gewinnt man einen Einblick in den Seelenadel eines französischen Priesters, der, selbst durch den Krieg verarmt, doch ein aufopfernder Wohltäter der verwundeten deutschen Soldaten war. Besonders wohltuend berührt das gute Einvernehmen dieses Geistlichen mit den Offizieren der deutschen Armee. In diesem Briefe heißt es:

„. . . Ich habe viele ehrenwerte, durch und durch biedere Leute getroffen, die nie den Krieg gewollt und früher wohlhabend waren, jetzt durch den Krieg zu Bettlern geworden sind. Lebhaft denke ich an einen französischen Pfarrer, bei dem ich bei unserer Rückkehr vom Gefangenentransport im Quartier lag. Es war in Bar bei Buzancy, drei Meilen vom Schlachfeld von Beaumont. Die Pfarrei bestand aus 600 Seelen. Wir hatten in diesem Dorfe einen Tag Ruhe, und da hat er mir seine Leiden erzählt. Da er in Straßburg studiert, sprach er geläufig Deutsch. Er machte den Eindruck eines so biederen, braven und pflichttreuen Mannes, daß ich jedem Worte seiner Erzählung unbedingt Glauben schenken mußte.

Vor vier Jahren, begann er, erhielt ich diese kleine Pfarre. Wie alle Pfarrstellen in Frankreich schlecht dotiert sind, so bringt auch diese jährlich nur 800 Franken ein, die vom Staate ausbezahlt werden. Die Bauern sind so gestellt, daß sie eben leben können; denn wie in vielen Gegenden Frankreichs, so sind auch hier fast alle Ländereien Eigentum der Pariser, die diese gegen hohe Pacht an die Bauern abgeben, welche bei dem schlechten Boden keinen hohen Ertrag erzielen können. Doch die Bauern konnten wohl auskommen. Da brach der Krieg aus. Der Ort liegt an der Straße, die vor den Schlachten bei Beaumont und Sedan von den meisten Truppen, erst französischen, dann deutschen, passiert wurden. Unser armes Dorf mußte dabei an Lebensmitteln hergeben, was es hatte. Wer nicht gutwillig abgeben wollte, wurde mit Gewalt dazu gezwungen; darin machten ebensowenig unsere eigenen Soldaten eine Ausnahme wie die deutschen.

So blieb wenig und den meisten gar nichts übrig. Bei mir lag während der Zeit der deutsche General von Pape im Quartier und nach ihm noch viele andere hohe und niedere Offiziere. Alle haben mich mit der größten Artigkeit und Zuvorkommenheit behandelt, und es machte mir deshalb große Freude, diesen Herren hier und da noch eine Flasche Wein vorsetzen zu können. Auch den geringen Mundvorrat, den ich noch hatte, teilte ich gern mit ihnen.

Unser beklagenswertes Los wurde so durch die Liebenswürdigkeit der deutschen Offiziere sehr gemildert. Da wurde eines Tages ein Transport französischer Gefangener durch unseren Ort geführt; die gefangenen Offiziere durften frei umhergehen. Ich saß gerade in meinem Zimmer, da stürzten zwölf französische Offiziere in meine Wohnung und verlangten gebieterisch den Schlüssel zum Weinkeller. Als ich diesen nicht hergeben wollte, machten sie einen ungeheuren Lärm, schrien, tobten durcheinander und schickten sich an, auf die roheste Art die Kellertüre zu erbrechen, sodaß ich ihnen den Schlüssel geben mußte.

Als ich mich nun in deutscher Sprache bei einem deutschen Soldaten beschwerte und ihn bat, mir bei dem Kommandeur des Transports Hülfe zu verschaffen, nannten sie mich einen Spion, einen Vaterlandsverräter, weil ich die deutsche Sprache anwandte. Sie drangen darauf mit wildem Ungestüm in meinen Keller, nahmen mir die wenigen Flaschen, die ich noch hatte, schlugen ihnen die Hälse ab und tranken sie unter Hohngelächter aus. Damit nicht zufrieden, durchsuchten sie mein ganzes Haus, raubten mir die Bettdecken, Hemden, Strümpfe, kurz fast alle meine Kleidungsstücke und packten sie auf einen Wagen, den sie mitgebracht hatten. Sie kamen auch auf mein Schlafzimmer, wo ein verwundeter französischer Offizier lag, der von mir gepflegt wurde. Ich hatte ihm eine Flasche Wein vor das Bett gestellt und — sie werden es mir kaum glauben — auch diese Flasche haben sie ihrem eigenen Kameraden weggenommen und, obgleich schon im höchsten Grade betaumelt, ausgetrunken.

Da konnte ich mich nicht länger halten: „Die deutschen Kanonen zu nehmen," rief ich in der größten Aufregung, „dazu seid ihr Feiglinge nicht imstande; die können euch ja Schaden zufügen; ihr habt euch lieber schmählich gefangen nehmen lassen, aber den Weinkeller eines armen, wehrlosen Landpfarrers zu erstürmen, dazu seid ihr imstande. Statt uns zu verteidigen und uns vor dem Feinde zu schützen, bringt ihr rohen Menschen mehr Unglück ins Land als der Feind selbst; ihr verdient nicht mehr Menschen genannt zu werden, ihr seid wilde Bestien."

Ich hatte noch nicht ausgeredet, da stürzten sie über mich her und schrieen und drohten, mich zu töten. Ich sprang der Haustüre zu und floh zu einem naheliegenden Dorfe; denn die Menschen waren so aufgebracht, daß sie mich erschlagen hätten, wo sie mich fanden. Meine Kusine, die mir den Haushalt führt und schon über 40 Jahre alt ist, wurde schon gleich am Anfang so insultiert, daß sie zu unserem Nachbar floh. Was würden diese Menschen, fügte der unglückliche Pfarrer hinzu, die als Gefangene bei ihren eigenen Landsleuten so hausen, was würden die in Deutschland angerichtet haben, wenn sie als Sieger eingezogen wären? Doch ich will damit nicht sagen, daß alle unsere Offiziere von solchem Charakter sind; es gibt auch sehr viele liebenswürdige Männer darunter, aber ein deutscher Offizier würde sich bei seinen Feinden nicht das erlauben, was diese Menschen ihren eigenen Landsleuten bieten.

„Jetzt bin ich ein Bettler," erzählte der arme Pfarrer weiter, der kaum imstande war, seine Tränen zu verbergen. „Meine Pfarrkinder schicken mir hier und da ein Stück Brot; sie würden mir mehr geben, wenn sie mehr hätten, und wenn preußische Offiziere in mein Haus kommen, so haben alle Mitleid mit mir und geben mir zu essen. Ich verlasse mich auf den lieben Gott; der wird mich wohl nicht verhungern lassen."

Der Pfarrer machte einen solch biederen und wahrheitsliebenden Eindruck, daß wir keine Silbe als unwahr annehmen und uns einer tiefen Rührung nicht erwehren konnten. Wir luden ihn zum Essen ein, was er zuerst nicht annehmen wollte; als er aber sah, daß wir keinen Mangel litten, nahm er die Einladung mit vielem Dank an.

Nach dem Essen stand er sofort auf, weil ihn seine Pflicht rief. Er ging nämlich täglich dreimal nach dem eine Viertelstunde entfernten Buzancy, um den dort liegenden Bayern, die alle katholisch wären, die Trostmittel der katholischen Kirche zu spenden, da der dortige Pfarrer das alles allein nicht bewältigen könnte. Da mich die Lazarette auch interessierten, so ging ich mit ihm. Auf dem Markte zu Buzancy stand ein Marketender, der Zigarren verkaufte. Der Pfarrer ging auf ihn zu, zog einen preußischen Taler aus der Tasche und wollte für die armen bayerischen Verwundeten Zigarren kaufen. Ich litt das aber nicht, kam ihm zuvor und kaufte für einen Taler dreißig Zigarren, die ich ihm zur Verteilung an die Verwundeten gab. Er hatte das Erstaunen in meinem Gesichte gesehen, als er den preußischen Taler hervorzog. Zur Erklärung setzte er später verschämt hinzu, ein preußischer General habe ihm aus Mitleid 25 Taler geschenkt. Leider könne man jetzt weit und breit keine Nahrungsmittel für Geld haben, später würden sie ihm indes gute Dienste leisten, da ihm sein karges Gehalt keine großen Ersparnisse gestatte.

Wir gingen nun durch die Lazarette, wo meist verwundete Bayern untergebracht waren. Es war rührend anzusehen, wie das von Schmerz verzerrte Gesicht der einsam hier liegenden Verwundeten sich aufklärte, als sie ihren geistlichen Freund eintreten sahen. Wie ein Vater mit seinen Kindern, so liebevoll ging er mit ihnen um, gab jedem die Hand, sprach zu diesem ein freundliches Wort, tröstete dort einen Sterbenden, so daß er den Kranken wie ein Engel erscheinen mußte. Ein Schwerverwundeter bat ihn: „Schreiben's doch halt noch a Briefel a' mei' Mutter, ich hab' halt kei' Menschen, der's so gut kann wie der Herr Pfarrer." Mit Freuden versprach der Pfarrer, seiner Bitte nachzukommen und erzählte mir bei der Gelegenheit, daß er täglich mehrere Briefe für die Verwundeten schreibe. Als ich ihm auf dem Rückweg meine Hochachtung über sein aufopferndes Handeln ausdrückte, um so mehr, als ihn das Schicksal doch so hart getroffen, erwiderte er, er tue nur seine Pflicht, sein Unglück sei so groß nicht, als das seiner Pfarrkinder. Er bezöge sein Gehalt weiter, aber seine Pfarrkinder lebten alle vom kärglichen Ertrage der Felder. Jetzt seien diese nicht bestellt, alles Korn requiriert, die Pacht müsse bezahlt werden, und nicht allein in diesem Jahr, sondern auch für das nächste ständen schlimme Zeiten bevor.

Als wir am anderen Tage weiter gingen, gaben wir dem armen Pfarrer Brot und Wein, soviel wir hatten; und unser Hauptmann von Rüßing ließ ihm einen fetten Hammel zustellen. Die Dankesworte des edlen Mannes wollten kein Ende nehmen. Er drückte uns allen zärtlich die Hand und sagte scherzend: „Jetzt seht Ihr ja (er sagte, wie fast alle deutschsprechenden Franzosen „Ihr" statt „Sie"), daß mich der liebe Gott nicht verläßt. Jetzt bin ich wieder glücklich und brauche in den nächsten Tagen nicht Hunger zu leiden. Diesen Abend kann ich mich ruhig zu Bett legen, ohne mit Sorgen daran zu denken, wovon ich den nächsten Tag leben soll.

Mit schwerem Herzen schied ich von dem Manne, den ich in wenigen Tagen liebgewonnen hatte, und auch er bedauerte es sehr, daß wir nicht mehr auf längere Zeit bleiben konnten.

## :: Kleines Feuilleton ::

### (LA) Grauenhaft.

Folgende Schilderung eines Selbstmordes in der Spree bringt ein Berliner Lokalblatt: „An der Charlottenburger Brücke stieg gestern nachmittag langsam ein alter Mann den Abhang zum Kanalufer hinunter. Er mochte an die 60 Jahre zählen und war noch mit seiner Arbeitsschürze bekleidet. Wie zögernd stieg er in die kalte Flut, einige Male kam er wieder an die Oberfläche, dann war von ihm nur noch ein schwarzer Punkt sichtbar. Während sich einige um einen Kahn bemühten, unterhielten halbwüchsige Burschen mit Witzen und Schaustellungen sich und die Menge. „Da ist ein toter Hund!" „Ach, Jott, sieh mal, wie der Fliegen fängt", so witzelte und verhöhnte man den alten Mann. Ein rothaariger Bengel von 20 Jahren lief bis an die Brücke, lugte um die Ecke und winkte zum Ergötzen der Umstehenden dem alten Mann mit seiner Mütze. Dann lief er zurück, entledigte sich seines Rockes, als wollte er die große Tat wagen, zog ihn dann lachend und grinsend unter der Heiterkeit vieler Burschen und Mädchen schnell wieder an. Während dessen kam langsam ein Kahn. Da ging der Witz wieder los. „Nur nich so eilig," rief einer der Rangen, „Ihr kommt noch viel zu früh!" Mitgefühl zeigte diese Jugend nicht. Das Drama schien sie aufs beste zu unterhalten. Wir lesen mit Schaudern von den schrecklichen Schaustellungen im alten Rom, wo Tausende zur Unterhaltung „hochedler" Römer und Römerinnen verbluten mußten. Fürwahr, wir können auf unsere Zeit auch nicht stolz sein. Die Bemühungen, das Leben des Unglücklichen zu retten, waren vergebens." Der Zynismus, der in diesem Verhalten liegt, spottet aller Begriffe, aber jeder, der die Berliner Straßenjugend genauer kennt, wird schon zahlreiche ähnliche Typen gefunden haben. Und alle alten Berliner sagen, so seien die jungen Leute noch nie gewesen; die Jugend von früher habe weit edlere Charakterzüge aufzuweisen gehabt. Verrohung der Jugend kann man leider allerwärts besonders in Großstädten beobachten.

## :: Spiel- und Rätsel-Ecke ::

### Skat-Aufgabe.

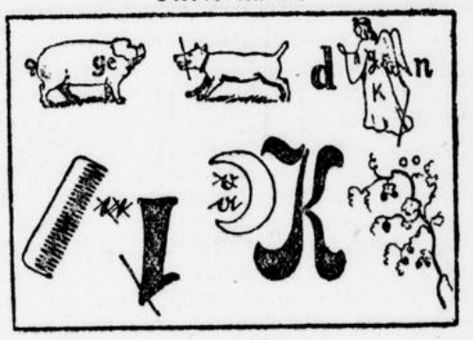
B (Mittelhand) spielt, als C Pik-Solo geboten hat, Treff-Solo auf folgenden Karten:

t B, p B, c B, k B, t K, t 8, t 7, p A, c 10, c K.

Er hofft mit Schneider zu gewinnen, aber verliert. Grand hätte er dagegen mit Schneider gewonnen. C hat in den Karten doppelt soviel Augen als A; im Skat liegen 14.

Wie sitzen und wie fallen die Karten? Wie wäre das Spiel in dem andern Falle verlaufen?

### Bilder-Rätsel.




### Gegensätze.

Zu den nachstehenden je zwei Worten sind die Gegensätze zu suchen. Ein jeder von diesen muß ein zusammengesetztes Hauptwort ergeben.

1. An Gehen. 2. Tal Frau. 3. Der Ja. 4. Bier Glas. 5. Wirt Gast. 6. Kunz Schinken. 7. Niedrig Wasser. 8. Viereck Dorf.

### Magisches Bildchen.



Auf dem Bildchen sind die Textanfänge von drei bekannten Volksliedern enthalten. Welche sind das?

### Magisches Dreieck.

Man stelle die in nebenstehendem Dreieck enthaltenen Buchstaben derart um, daß die drei äußeren Reihen wie die drei wagerechten Mittelreihen Worte mit folgender Bedeutung ergeben: 1. Obst. 2. Gemüse. 3. Name aus der griechischen Mythologie. 4. Edelwild. 5. Zahl. 6. Weiblicher Personenname.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | b | | | |
| | | e | e | | |
| | e | e | h | | |
| | i | i | l | n | |
| n | o | r | s | u | |

### Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

**Schach-Aufgabe:**

1. D c 7 — c 2, K d 4 × e 5,
2. S f 4 × e 6, beliebig,
3. d 3 — d 4 oder D c 5 matt.

A. 1. . . . . ., K d 4 — e 3,
2. S f 4 — g 2 +, K e 3 — d 4,
3. S e 5 — c 6 matt.

B. 1. . . . . ., beliebig,
2. S e 5 — g 4, beliebig,
3. S f 4 — e 2 (e 6) matt.

**Kreuz-Rätsel:**

| | |
|---|---|
| Ber | lin |
| De | gen |

**Rätsel:** Ber(n) Lin(a) — Berlin.

**Versteck-Rätsel:**

1. Hammer. 2. Zange. 3. Feile. 4. Hobel 5. Nagel 6. Bohrer.

**Zahlen-Rätsel:** Eskorial.

**Verbindungs-Aufgabe:**

Dachs-Bart Arm-Brust Sand-Bank Vieh-Hof Eis-Zeit Inn-Fluß Lack-Mus Chef-Arzt Holz-Scheit Ei-Weiß Not-Wehr: Das Veilchen

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.
Verantwortlicher Redakteur: Max Horndasch in Köln.

# Unsern Frauen

## Mutterglück.

Mir ward zur Hut gegeben
Ein zartes Knöspelein,
Auf daß ich's wohl erhalte
Damit es sich entfalte
Zum schönsten Blümelein ...

Wohl kamen Sturm und Regen
Und manche böse Nacht, —
Da hat in stiller Kammer
Ob meinem großen Jammer
Der Herr mit mir gewacht ...

Nun ist der Sturm vorüber,
O Herr, wie dank' ich dir!
Es ließ dein gnädig Walten
Mein Knösplein brav entfalten
Zur schönsten Blumenzier.

Maria Tillmann Baumgärtel (Köln).

## Frau Rixens Wunsch.

Von Friedrich Zimmermann, Köln.

Frau Rixens Gärtchen war ein kleines Paradies, es nahm die ganze Seitenlänge des Hauses ein und war durch einen eineinhalb Meter breiten Weg von der Wand getrennt. Auf der Hälfte zog sie Gemüse, das für ihren Bedarf ausreichte; die andere Hälfte war nur für Blumen bestimmt. Durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Arten, die unter ihrer sorgsamen Pflege alle üppig entwickelt waren, erregte ihr Gärtchen oft die Bewunderung der Beschauer. Zu ihren besonderen Lieblingen zählten die Mauerblümchen, Astern, Malven und Georginen. Die Liebe zu den Herbstblumen war ein charakteristischer Grundzug ihres Wesens, womit auch ihr Stübchen, ein länglich schmaler Raum, der mit einem großen eichen Tisch, der infolge seines hohen Alters nicht mehr ganz sicher auf den Beinen war, eine dahinterstehende Lehnbank von ähnlicher Beschaffenheit, sowie ein in der Ecke stehender Kirschbaumschrank, an dem die Holzart nur noch schwer festgestellt werden konnte, ausgestattet war, harmonierte. Als ein besonders eigenartiges Gepräge mag auch noch die Schwarzwälder Uhr, die durch Symptone der Altersschwäche darauf schließen ließ, daß sie wohl mehreren Generationen die Zeiten angekündigt hatte, erwähnt sein. Es war eine derart feierliche und behagliche Stimmung in dem kleinen Raum verbreitet, daß jeder, der ihn betrat, gern darin verweilte.

Frau Rixen war gegen jedermann freundlich, wenn sie selbst auch wenig sprach, so hörte sie doch einem harmlosen Plauderer gerne zu. Ihre eigentliche Freude war aber ihr Gärtchen und ihr Stübchen, abgesehen von dem Hügel, unter dem ihr verstorbener Mann der Auferstehung entgegenschlummerte, war es für sie jenes Stückchen Erde, von dem sie sich nie hätte trennen können.

Wenn sie ihre Hausarbeit verrichtet und das Wetter nicht allzu schlecht war, konnte man sie, oft wenn die Sonne schon untergegangen und der Dämmerungszustand schon eingetreten war, noch darin hantieren sehen.

Ein gichtisches Leiden, gegen das sie vergebens die verschiedensten Mittel anwandte, fesselte sie jedoch seit Allerheiligen ans Zimmer. Sie war jetzt ganz an ihr Stübchen gebunden und verbrachte fast den ganzen Tag im Lehnstuhl am Fenster, von wo aus sie wenigstens einen Blick in den Garten hatte.

Die Ritzen und Löcher an den kleinen, morschen Fensterrahmen hatte sie mit allerhand wollenen Lappen ausgestopft, um dem kalten Luftzug den Einlaß zu verwehren. Wenn Ella, ein Kind ihrer frühverstorbenen Schwester, die an der Schwelle der Dreißiger stehend, seit ihrer Krankheit den Haushalt für sie und ihren Sohn Joseph führte, oft teilnehmend und besorgt sagte: „Tante Dore, setz' dich hier bei den warmen Ofen, der Platz am Fenster ist für deine Gesundheit nicht gut," antwortete sie mit einem dankbaren Lächeln, aber auch mit einer freundlich verneinenden Bewegung des Kopfes ...

Joseph machte leise die Tür auf, blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und kam dann auf sie zu. Sie legte das Strickzeug auf das Fensterbrett, eine Ahnung sagte ihr, daß er was besonderes mit ihr zu sprechen habe. Er ergriff schweigend ihre Hand. „Mutter," sagte er nach einer Weile, „Mutter, ich heirate Helene Mölder; sie ist ein gutes Mädchen und hat mir versprochen, alles zu tun, um es dir angenehm und bequem zu machen!"

Ihren Sohn freundlich ansehend, sagte sie: „Ich will sie als meine Tochter in meine Arme schließen; schon lange habe ich mir eine solche gewünscht, das sage ihr nur, Joseph."

Joseph drückte seiner Mutter warm die Hand und strich ihr liebkosend über die Wangen.

Vor Allerheiligen noch fand die Vermählung statt. Helene war zu ihrer Schwiegermutter die Liebenswürdigkeit selbst. Frau Rixen suchte sie durch ihr warmes Gemüt ganz an sich zu schließen, sie machte jedoch bald die Erfahrung, daß Helenes Gemüts- und Gefühlsleben mangelhaft ausgebildet war und eine gewisse Kälte und Härte in ihrem Wesen lag. Da ihre Anschauungen allmählich auseinandergingen, so hielt sie es für gut, nur wenig zu sprechen, wodurch es ihr auch gelang, wenn sie auch manche bittere Pille hinunterschlucken mußte, mit ihr auszukommen.

Bald aber hatte Helene überall was zu tadeln, besonders gefiel ihr die Wohnung nicht. Dieser Unzufriedenheit gab sie jedesmal Ausdruck; wenn sie einen Nagel in die Wand klopfte und dadurch stets ein Loch in derselben verursachte, weil der Mörtel, in welchem wegen seines Alters und ursprünglich schlechten Beschaffenheit alle haltbaren Bestandteile verbraucht waren . Auch die Türen und Fenster, die von primitiver Beschaffenheit waren, riefen oft mürrische Launen in ihr hervor. Nicht lange dauerte es mehr, da hatte sie es durchgesetzt, daß eine andere Wohnung genommen wurde ...

Die schönen sonnigen Sommertage, von denen sie Genesung von ihrer Krankheit gehofft, die ihr aber nur wenig Linderung gebracht hatten, waren wieder dahin gegangen. Mit Wehmut hing jetzt ihr Auge an den Georginen im Garten, die schon Spuren der Vergänglichkeit zeigten und bei jedem stärkeren Lufthauch einen Teil ihrer Blütenfülle dahingaben. Dies Sterben und Verwelken in der Natur erinnerte sie lebhafter denn je an die Wandelbarkeit alles Irdischen, und ein Gefühl der Entsagung und unbestimmter Sehnsucht beschlich sie. Es kam ihr fast wie eine Sunde vor, sich in ihrem Alter noch ans Leben zu klammern Sie tat einen tiefen Seufzer, faltete die Hände und sah traurig vor sich hin.

Ohne Widerspruch und Murren ertrug sie den Schmerz der Trennung von ihrem Gärtchen und Stubchen und all den anderen Räumen. die so viele teure Erinnerungen für sie bargen, sie wußte auch nur gut, daß man nach ihrer Meinung nicht fragte.

In der neuen Wohnung war ihr Platz nicht mehr am Fenster. Helene sah es nicht gern, wenn sie die Gardinen bei Seite schob; saß sie still für sich, mit Stopfen oder Stricken beschäftigt, und redete nicht nach Helenens Geschmack mit, zog sie sich den Vorwurf des Eigensinns und der Launenhaftigkeit zu. Oft wischte sie dann still eine Träne fort.

Als der Winter zu Ende ging, verschlimmerte sich ihr Zustand durch ein hinzugetretenes Nierenleiden, das schnell ihre Kräfte erschöpfte. Joseph, der den Zustand seiner Mutter bald erkannte, empfand tiefe Reue, er machte sich den Vorwurf, ihr Gemüt und Gefühle nicht genügend geschont zu haben.

„Mutter," sagte er jetzt, den Arm um ihren Nacken legend, „Mutter, ich will alles für dich tun, wenn du was wünschest, sage es nur!"

„Mein Gärtchen, mein Stübchen, Joseph!" sagte sie leise.

„Ich lasse das Häuschen wieder instand setzen, Mutter, und dann ziehen wir dort wieder ein!"

Ein glückliches Lächeln flog über ihre Züge, und froh bewegt, sagte sie: „Nun bin ich doch so froh!" Dann neigte sie sich zur Seite. Joseph fing sie noch schnell mit den Armen auf. „Mutter, Mutter!" rief er erschreckt; doch gab sie keine Antwort mehr. Als er sie mit Helene aufs Bett gelegt, sah er, daß er keine Mutter mehr hatte. Ein sanfter Tod hatte sie von ihrem Leiden erlöst.

Helene stand, blaß und schweigend vor sich hinstarrend, bei der Leiche. „Mutter!" kam es dann zum erstenmal seit ihrer Verheiratung über ihre Lippen.

## Zur Abhärtung der Kinder.

In der Umschau weist Dr. Fischel darauf hin, daß nach der Meinung weiter Kreise des gebildeten Publikums das Kind nicht früh genug an kalte Luft und kaltes Wasser gewöhnt werden kann und daß bereits im ersten Säuglingsalter mit kühlen Waschungen, Güssen und ähnlichen eingreifenden Prozeduren begonnen werde. Den Laien ist nun der wichtige Umstand unbekannt, daß das Kind in den ersten Lebenswochen nur ein sehr geringes Maß von Fähigkeit besitzt, seine Körperwärme auf gleicher Höhe zu halten. Zwar hat sich der Volksinstinkt dieser Erfahrung seit jeher durch Verwendung schlechter Wärmeleiter bei der Säuglingskleidung bedient, ohne doch den eigentlichen Grund der Uebung des Wickelns in Wolle recht zu kennen. Zieht man in Betracht, daß die mächtigen Wirkungen des kalten Wassers selbst bei genauer Ueberwachung durch den Arzt mitunter weit über das berechtigte Maß hinausgehen, so nimmt es nicht Wunder, daß die Kaltwasserbehandlung bei Kindern nicht selten zu unangenehmen, in ihren Ursachen nicht recht erkannten Folgen führt. Nach Fischels Erfahrungen kommen bei Kindern häufig Zustände von Blutarmut, nervöse Erregungsanzeichen, Schlaflosigkeit u. a. vor, die sich fast augenblicklich beseitigen lassen, wenn die bis dahin geübte Anwendung kalten Wassers aufgegeben wird. Kaltwasserkuren sollen bei Kindern in den ersten Lebensjahren unterlassen werden.

# Gartenarbeit und Blumenpflege

## Wechselbau im Gemüsegarten.

Man hat schon oft versucht, für den Gemüsebau eine Normalfruchtfolge, wie sie in der Landwirtschaft üblich ist, aufzustellen, doch hat die Erfahrung gelehrt, daß in der Praxis allgemeine Regeln in dieser Hinsicht nicht durchführbar sind, da jede Bodenart und auch fast jedes Klima andere Kulturmethoden erfordern. Außerdem wird in der Landwirtschaft jeder Acker im Laufe des Jahres gewöhnlich nur einmal bebaut, während ein öfteres Bepflanzen des Gemüselandes in der Vegetationsperiode stattfindet, da viele Gemüse nur eine kurze Zeit zur Entwickelung gebrauchen. Endlich wird in jedem Gemüsegarten anderes Gemüse bevorzugt und in der Hauptsache angebaut.

Trotzdem aus diesen Gründen eine regelmäßige Wechselwirtschaft im Gemüsegarten nicht streng durchführbar ist, muß doch durchaus vermieden werden, auf dem gleichen Beete gleichartige Gemüse mehrmals hintereinander anzubauen. Der Boden würde dadurch entwertet und der Ertrag gar bald außerordentlich vermindert werden. Keine Pflanzenart ist aus genau den gleichen Bestandteilen zusammengesetzt und jede Art entzieht darum dem Boden besondere Stoffe, die selbst durch reichlich Düngung nicht immer gleich ersetzt werden können. Ein Gartenbeet, das mehrere Jahre hintereinander eine und dieselbe Pflanzenart ernährt hat, ist darum außerstande, die gleiche Gemüsegattung noch länger zu einer guten Entwickelung zu bringen. Eine andere Pflanzenart wird dagegen auf derselben Stelle recht gut gedeihen, da sie andere Anforderungen an die im Boden vorhandenen Nahrstoffe und Kleinlebewesen (Bakterien) stellt. Hierzu kommt, daß einige Gewächse ein großes Nahrungsbedürfnis zeigen, oder frische Düngung beanspruchen, während andere sehr genügsam sind oder nur auf altgedüngtem Lande gedeihen.

Doch nicht nur Bodenzusammensetzung und Nahrungsbedürfnis der Gemüse sprechen hier mit, es sind auch noch andere Umstände, die einen Wechselbau erforderlich machen. Die Wurzeln vieler Pflanzen scheiden bestimmte Stoffe aus, die den Boden, wie die Praktiker es nennen, verunreinigen und den öfteren Anbau einer Pflanze am gleichen Platze unmöglich machen. Dieses ist z. B. bei Erbsen der Fall, die erst wieder nach vier Jahren, in einigen Gegenden sogar erst nach sieben Jahren, auf der gleichen Stelle gedeihen. Ferner leidet fast jede Gemüseart unter bestimmten Pilzkrankheiten und schädlichen Insekten, die meistens an der Stelle, an welcher sie im Vorjahre aufgetreten sind, in der Erde überwintern. Beim Anbau der gleichen Pflanzengattung auf demselben Beete würde daher die Verbreitung der Schädlinge sehr begünstigt werden. Aehnliches ist bei den Unkräutern der Fall, denn einige Gemüsearten leisten der Ausbreitung derselben besonders Vorschub, während andere durch ihren Wuchs die schädlichen Unkräuter unterdrücken

Weiterhin wird die physikalische Beschaffenheit des Bodens durch die Wechselwirtschaft beeinflußt. Manche Gewächse besitzen ein Wurzelnetz, das sich nahe der Erdoberfläche ausbreitet; andere dagegen senden ihre Wurzeln in größere Tiefen und je nachdem wird die obere oder untere Erdschicht gelockert. Dazu kommt, daß einige Pflanzen mit ihren großen oder zahlreichen Blättern den Boden bedecken und dadurch die Verflüchtigung atmosphärischer Nährstoffe und das Austrocknen des Bodens verhindern, während andere der Sonne und der Luft freien Zutritt gestatten. Damit nun der erforderliche Ausgleich stattfindet, muß bei der Bepflanzung mit der Gemüseart gewechselt werden. Die große Anzahl der Küchengewächse erlaubt es auch den Gemüsebau so einzurichten, daß jede Gemüseart erst nach Verlauf von einigen Jahren auf ihren vorigen Platz zurückkehrt, trotzdem das Land verschiedene Male im Jahr bestellt wird.

Vom praktischen Gesichtspunkte aus unterscheidet man folgende Hauptgemüseklassen: die Kohl-, Wurzel-, Schoten-, Blattstiel-, Stengel-, gurkenartige, fruchttragende und Dauergemüse, die Salate, Spinate, Zwiebeln und Küchenkräuter. Die ähnlichen Arten, z. B. Kohlrabi auf Kohl oder Wirsing, Mohrrüben auf Schwarzwurzeln folgen zu lassen, soll möglichst vermieden werden.

Bei der Fruchtfolge muß das Düngerbedürfnis der einzelnen Gewächse berücksichtigt werden. Je nach den Ansprüchen, die sie an den Nährgehalt des Bodens stellen, teilt man die Gemüse ein in zehrende Gemüse, hierzu gehören im allgemeinen sämtliche Kohlarten, Spinate und Salate, ferner Sellerie, Porree, Cardy, Tomaten, Gurken und Kürbis, und in anspruchslose Küchengewächse, zu diesen zählen alle Wurzel- und Schotengemüse, die Zwiebeln und Küchenkräuter.

Nach dieser Unterscheidung teilt man den Gemüsegarten in zwei Hauptstücke ein. Der eine Teil wird reichlich, der andere mäßig oder garnicht gedüngt. Auf der ersten Hälfte werden alle anspruchsvollen und düngerhungerigen Gemüse, auf der zweiten Hälfte die anspruchsloseren Gewächse angebaut. Im nächsten Jahr wird das wenig gedüngte Gartenland reichlich, der gutgedüngte Teil dagegen nur wenig gedüngt und dementsprechend mit dem Anbau der Gemüse gewechselt. Hier können, wenn nur wenige Arten von Gemüse gezogen werden und darum die Auswahl nicht groß ist, ohne Nachteil einige Verschiebungen eintreten, indem Stangenbohnen, die späteren Erbsen und Schwarzwurzel noch als erste Tracht gepflanzt werden, während Kohlrabi, Grünkohl, Porree und Spinat, als die anspruchslosesten der zehrenden Gemüse, auch ohne sehr reiche frische Düngung noch gute Erträge liefern. Dieser zweijährige Umtrieb ist in vielen Gärten eingerichtet und für die meisten Verhältnisse auch der zweckmäßigste. Er ist namentlich für solches Land, das sich noch nicht im besten Kulturzustande befindet, dem noch der Humus fehlt oder das stark angebaut wird, von größtem Vorteil. Sehr nährstoffarmer Boden verlangt jedoch eine jährliche Düngung der ganzen Fläche, mit dem Unterschied, daß der eine Teil reichlicher als der andere gedüngt wird. In besserem Erdreich genügt es, wenn jedes zweite Jahr gut gedüngt wird.

Bei sehr gutem, nährstoffreichem, in alter Kultur stehenden Lande kann man den ganzen Garten in vier Quartiere einteilen, von denen eins nach vorgenommener sehr starker Düngung für die mehrere Jahre ausdauernden Gemüse, wie Spargel, Artischocken, Rhabarber, Erdbeeren, Meerkohl, Schnittlauch und Sauerampfer verwendet wird. Von den übrigen drei Abteilungen wird nur die jährlich reichlich gedüngt, welche stark zehrende Gemüse, wie Kohl-, Salat-, Spinatarten, Sellerie usw. tragen soll. Auf das zweite Quartier, das nur eine Zugabe von Kompost oder künstlichem Dünger erhält, kommen die maßig zehrenden Pflanzen, die Wurzelgemüse, Zwiebeln und Kartoffeln. Das dritte Stück bedarf keinerlei Düngung, denn es soll nur die anspruchslosen Gewächse, die Hülsenfrüchte, tragen. Mit der Bebauung der Quartiere wird derartig gewechselt, daß die mäßig zehrenden Gemüse im zweiten Jahre den Platz einnehmen, wo im Vorjahre die zehrenden Gewächse gestanden haben, diese dagegen lösen die anspruchslosen ab und so weiter. Auf diese Weise wird die Wechselwirtschaft sehr erleichtert, da man sofort feststellen kann, in welche Abteilung die einzelnen Gemüsearten gehören. Das Stück, auf welchem die Dauerpflanzen angebaut sind, wird erst wenn es abgetragen ist, in den Wechsel hineingezogen und mit einem anderen Quartier vertauscht.

Diejenigen Gemüse, die nicht als Hauptfrucht angezogen werden, erfordern nur eine kurze Entwickelungszeit und können darum ohne Schaden für die große Fruchtfolge zwischendurch angebaut werden.

Ist eine regelmäßige Wechselwirtschaft mit zwei- oder dreijährigem Turnus nicht durchführbar, so soll man wenigstens bei der Bepflanzung nicht willkürlich verfahren. Immer ist zu bedenken, daß ein Gemüse um so besser gedeiht, je verschiedener es von der Kultur ist, die das betreffende Beet bei der vorhergehenden Bebauung getragen hat.

Um große Fehler in der Fruchtfolge zu vermeiden, führe man genau Buch über die Bepflanzung der einzelnen Gartenbeete oder fertige jährlich einen Bestellungsplan an, den man vor Neubebauung in den folgenden Jahren immer wieder zu Rate ziehen kann.